

Das Rätsel von Wildenwarth

Kriminal-Roman von MATHIAS BLANK

(Nachdruck verboten)

29

« Da dieser Tag vor unserer Rückkehr nun doch einmal ein Vergnügen für Dich sein soll, so kannst Du in das Lesezimmer hinuntergehen und dort einmal studieren, was Du am liebsten sehen und hören möchtest. »

Liselotte erfüllte diese Aufforderung gern; sie war so froh, daß Mama nicht mehr gezürnt hatte, weil ihre Zweifel für sie doch wie eine Beleidigung, wie eine Kränkung waren. Aber das schien sie gar nicht empfunden zu haben, oder Mama war doch besser, viel besser, als Liselotte es verdiente.

Liselotte erreichte das Lesezimmer; dort las sie den Vergnügungsanzeiger, prüfte die Programme der verschiedenen Theater und gelangte auch rasch zu einem Entschluß.

Da Frau Sabine noch den Wunsch ausgesprochen hatte, die Karten gleich telephonisch zu bestellen, so begab sich Liselotte in die Loge des Direktors, um durch den Sekretär darum zu ersuchen.

Nach einem kurzen Gespräch war auch das erledigt.

Als sich Liselotte darauf zum Gehen wandte, rief ihr der Sekretär, ein noch junger Mann mit hellblondem Schnurrbärtchen, fragend nach:

« Gnädiges Fräulein? »

Liselotte blieb fragend stehen.

Der Sekretär blickte etwas suchend auf seinem ziemlich umfangreichen Schreibtisch umher und sagte dabei:

« Einen Augenblick, ich wollte Ihnen nur das seidene Taschentuch mitgeben, das Ihre Frau Mama verloren hatte. Wo habe ich es nun wieder hingetan? »

« Ein seidenes Taschentuch? »

« Ja! Vor einer Stunde etwa war es, als die gnädige Frau Mama mit dem Automobil zurückkam. Als sie den Chauffeur bezahlte, da muß ihr das Taschentuch entfallen sein. »

« Den Chauffeur? »

Liselotte blickte wie verwirrt.

Aber der Sekretär merkte nichts davon; er suchte nur und stieß dabei ein Schubfach seines Schreibtisches auf.

« Richtig! Hier herein habe ich es gelegt. »

Und mit einer liebenswürdig entgegenkommenden Bewegung reichte er das zierliche seidene Taschentuch mit den feinen duftigen Brabanter Spitzen, die so zart wie Spinnewebe schienen, Liselotte hin.

Diese nahm das Tuch; der feine Geruch von Juchten stieg aus dem Tuche auf, das Parfüm, das Frau Sabine van den Brucken bevorzugte. Und in der einen Ecke waren die Monogrammbuchstaben S. v. d. B. eingestickt.

Das war das Taschentuch von Mama! Sie erkannte es; aber noch immer stand Liselotte zögernd da.

Es war etwas geschehen, etwas gesagt worden, was ihr die Sinne von neuem verwirrte.

Das Taschentuch, das stimmte, das mußte Mama wohl verloren haben. Aber ...

Und Liselotte fragte mit einer ihr selbst wie fremd erscheinenden Stimme:

« Heute nachmittag soll es Mama verloren haben? »

« Ja, ja! Ich sagte es schon. Als die gnädige Frau in dem Auto nach dem Hotel zurückkehrte. Vor einer Stunde. »

« Aber Mama hat doch diesen Nachmittag ihr Zimmer nicht verlassen? »

Der Sekretär lächelte.

« Frau van den Brucken ist kurz nach dem gnädigen Fräulein fortgefahren. Sie ließ durch den Portier ein Automobil heranzufahren, ließ sich sogar einen unserer Automäntel leihen, die wir für die geschätzten Gäste unseres Hotels stets zur Verfügung halten, und ist dann fortgefahren. Vor einer Stunde kam sie mit einem anderen Auto wieder zurück. Nicht wahr, Karl? »

Der Sekretär nickte dem Portier mit dem langen, bis auf die Brust niederfallenden Bart zu.

Dieser hatte zugehört und antwortete gleich:

« Gewiß! Ich sah es sogar, wie der gnädigen Frau das Taschentuch entglitten ist. Ich wollte noch nachrufen, aber die gnädige Frau ist so schnell die Treppe hinaufgeeilt, daß ich zu spät kam. »

Liselotte strich sich mit der Hand ganz langsam über die Stirne.

Sie erschrak fast vor sich selbst, als sie nun ganz ruhig noch weiterfragen konnte:

« Es war doch ein hellgelber Automantel? »

« Natürlich! Der hellgelbe war es. Dort liegt er noch, dort auf dem Stuhl! Die gnädige Frau hat ihn mir kurz zugeworfen, als sie hier vorübereilte. Es ist dies doch das Taschentuch der gnädigen Frau? »

« Freilich! Freilich! Es ist auch alles — alles ganz in Ordnung. Ich danke wirklich. »

« Bitte, gnädiges Fräulein! »

Da ging Liselotte van den Brucken ganz langsam, als schleppte sie an jedem Fuß eine schwere, bleierne Last mit sich, die Treppe hinauf. Ihre Finger zerrten dabei an dem duftigen, seidenen Taschentuche mit den feinen zarten Brabanter Spitzen und den Monogrammbuchstaben S. v. d. B.

19. Kapitel.

So unbedeutend der Vorfall auch war, um so ärgerlicher empfand ihn der Conte Castellani, da er sich in einer ähnlichen Form schon einige Male wiederholt hatte.

Diesmal war der Oberleutnant so rasch an ihm vorbeigegangen, als hätte dieser ihn gar nicht gesehen; dabei war dies fast unmöglich. Die Gräfin von Schauroth hatte am Morgen seinen Gruß unbeachtet gelassen, und als er am Abende vorher in das Lesezimmer kam, sah er dort mehrere Herren in eifriger Unterhaltung stehen, die bei seinem Kommen sofort schwiegen und bald darauf auseinander gingen.

Der Conte erinnerte sich noch an manche Kleinigkeiten, die ihm bisher gleichgültig waren, die jetzt aber in Zusammenhang mit diesen weiteren Beobachtungen doch an Bedeutung gewannen.

Es schien in allem eine Methode zu liegen.

Er wurde von dem merkwürdigen Gefühl nicht frei, als würde er absichtlich gemieden, als wolle man ihm ausweichen.

Er konnte sich gar keine Ursache dafür denken.

Sogar der Geschäftsführer des Hotels schien wie umgewandelt.

Der Conte wußte genau, wie zwecklos es sein würde, wenn er eine Frage danach versuchte, denn er würde aller Voraussicht nach keine Antwort erhalten.

Vielleicht war sein Mißtrauen auch unbegründet?

Conte Castellani würde nach seiner Art dazu gelacht und das Badehotel ohne irgendwelche Erklärung verlassen haben, wenn er nicht durch andere Ursachen zum Bleiben gezwungen worden wäre.

So aber galt es, noch Geduld zu haben und zu warten. Dies andere, das für ihn stärker war, als die wenig erfreulichen Verhältnisse, machte ihn wieder so froh, daß er vor sich ein Liedchen hinträllerte und dabei mit der Hand nach der Brusttasche griff, in der ein Brief knisterte, den er immer bei sich trug.

In seiner Tasche bewahrte er die goldene, sonnige Hoffnung, die ihn den Ärger vergessen ließ.

In zwei Tagen! Vier waren es zuerst, dann drei und jetzt nur noch in zwei Tagen.

Dann mußte Liselotte wiederkommen.

Sie hatte ihm ja so fröhlich geschrieben, mit ihrer eigenen großen Hoffnung, mit der eigenen Liebe und Sehnsucht.

Was konnte dagegen alles andere bedeuten?

Aber der Conte konnte es doch nicht verhindern, daß er immer wieder daran erinnert wurde; sonst wurde er verlangt, gesucht, und jetzt versuchten alle, Begegnungen auszuweichen, und Gespräche, die er selbst suchte, unter irgendwelchen Vorwänden abzukürzen.

So stark wurde dadurch sein Mißtrauen, daß es ihm manchmal schien, als würde er beobachtet oder kontrolliert.

Sollte man jenen nächtlichen Besuch doch bemerkt haben?

Da zuckten die Lippen des Conte, so oft er daran dachte.

Aber jene Besucherin, die doch mit aller Heimlichkeit von ihm gegangen war, konnte unmöglich jemand gesehen haben; zudem hätte ihn dann das Mißtrauen bereits früher treffen müssen. Außerdem war diese nun fort, und ihr Kommen war sicherlich nicht wieder zu befürchten. Diese Vergangenheit war jedenfalls für immer abgetan!

Doch was bedeutete dann diese völlig veränderte Stimmung?

Von jener Vergangenheit konnte niemand wissen.

Dann war das nur seine Angelegenheit!

Über all diese Dinge grübelte der Conte, während er auf der Terrasse saß und seinen gewohnten Nachmittagskaffee trank.

In gleicher Weise liebenswürdig blieb nur Direktor Arnold Rother, dessen Plaudereien allerdings fast lästig fielen. Manchmal war in dem Conte schließlich ein Gefühl der Unsicherheit aufgestiegen, besonders als er an die letzten Erörterungen über den Diebstahl der Perlen dachte.

Aber jeder Gedanke daran war zwecklos, da es in solchem Falle Arnold Rother zuerst gewesen wäre, dessen Verhalten sich geändert hätte.

Dieser aber kam immer wieder zu ihm.

Vielleicht war er mit seinen Gedanken auch nur deshalb so unruhig, weil ihm das Hinwarten fast unerträglich wurde.

(Fortsetzung folgt.)